

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 203.

Donnerstag, 31. August.

1916.

(23. Fortsetzung.)

Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Räte van Beeler.

(Nachdruck verboten.)

Aber ihre Unbefangenheit sollte noch nicht gestört werden. Mutter wünschte das und er selbst fühlte, daß die Zeit noch nicht gekommen war, um sie an sein Herz zu ziehen und daran festzuhalten. Im Sommer wollte er die Ferien daheim verleben, vielleicht wuchs in der Zeit der Trennung auch in ihr das Bewußtsein der Liebe auf und schaute ihm dann anders in die Augen als jetzt.

Hundert reizende Pläne hatten sie schon zusammen für jene Sommertage geschmiedet, alles wollten sie gemeinsam treiben und unternehmen und es würde wieder wie in den Kindheitstagen werden, nur schöner, weil sie sich jetzt doch besser verstanden und viel intimer befreundet waren. So hatte Fee fröhlich und herzlich gemeint und er mit klopfendem Herzen dazu genickt.

V.

Die Zukunft lag sonnig und hoffnungsvoll vor ihnen und wenn Fee doch manchmal an einen Schatten darin dachte, so war dieser nur im Verhältnis zu ihrer Mutter, mit der sie sich bis jetzt so schlecht verständigt hatte. Erst da draußen in der Ferne war ihr das recht zum Bewußtsein gekommen und hatte sie manchmal mit Reue und Unruhe erfüllt. Das sollte anders werden. Sie hatte es sogar mit Tante Berta vielfach besprochen und unter deren Rat allerlei Vorsätze und gute Absichten gefaßt.

Wenn nur erst Ludovika fort wäre, Ludovika, das fremde, unbehagliche Element, das Kraut, das nicht in den Garten gehörte.

Und daher bog sie sich jetzt bei der Heimfahrt zu Vaterchen herüber und fragte hoffnungsvoll: „Die Berliner Tante ist wohl gekommen, um Ludovika abzuholen?“

Vater Friß schnitt ein komisches Gesicht. Grimm und Spott zuckten darüber hin.

„Abzuholen? Nee, mein Goldfasan, da mach' di man drauf gefaßt, — die holt selbst der Knuckel nich mehr! Die bleibt uns nun als Geschenk des Himmels un wird deine liebe Schwägerin.“

Und dann erzählte er der mit erschreckter Miene Zuhörenden, wie alles gekommen, und daß die Sache nun entschieden sei und Eugen die schöne Cousine heirate.

Fee hatte von alledem nie eine Ahnung gehabt. Sie war viel zu unbefangen und unerfahren gewesen, um damals bei Eugens Entlohung und Verbannung etwas zu merken und die Andeutungen der viel gewitzigeren Fränze richtig zu verstehen.

„Aber, Vaterchen, was hat der Eugen bloß an der Ludovika? Warum will er sie denn durchaus heiraten?“

„Weil er sie liebt, mein Goldfasan.“

„Ach, Vaterchen, das ist doch kein Grund“, sagte sie mit treuherziger Sicherheit und Unwissenheit. „Sie paßt doch nicht zu ihm, das muß er einsehen, wenn er sie auch liebt.“

Der Vater räusperte sich und sah mit gutmütigem Spott in das junge, klare Gesicht. „Sm, mit so 'nen Sachen wie Vernunft un Einsehn hat die Lieb mal nichts zu tun, die fragt nich nach Wert und Unwert, nich, ob was paßt oder nicht paßt, die sieht blind durch. Ja, ja, das wirste wohl auch noch mal kennen lernen.“

Nun flog eine feine Röte über Fees Gesicht und einen Augenblick lang schwieg sie, wie einem Gedanken nachhängend, einem Gedanken, der lieblich und märchenhaft durch ihren Sinn zog. Dann schüttelte sie den Kopf.

„Vaterchen, ich weiß nicht. Ja, ich glaube, daß man seinem Herzen nicht gebieten kann.“ Die Röte schlug heller in ihre Wangen und die Augen senkten sich wie im Traum. „Vielleicht überlegt Liebe nicht, — aber achten muß sie doch können und emporschauen muß sie, — denk' ich, Vaterchen — emporschauen zu etwas, das größer und besser ist als man selbst und in dem man doch sich selbst und sein tiefstes Wesen wiederfindet.“ Verwirrt und befangen hielt sie inne und fuhr dann hastig fort: „Und bei Ludovika ist das alles nicht.“

„Nee, mein Goldfasan, da ist das alles nich.“ Der Vater strich sanft mit der Hand über das heiße Gesicht und seine Augen hatten einen weichen Blick. „Aber die Liebe is doch wohl verschieden. Männerlieb sieht aus annern Fenster. Es wär' schon jut, wenn du das nie verstehn lerntst und wenn die Lieb zu dir mal so käm', wie du denkst, mein Feechen! Es kann aber auch anners kommen, denn 's is 'n blindes tolles Ding damit und manch Herz wirft sich in'n Schmutz un bleibt drin lieg'n.“

Es war sonst nicht seine Art, über Gefühle zu reden, aber hier vor seinem jungen, reinen Kinde, dessen zarte Finger eben leise an einem noch verschlossenen Tor rührten, kamen ihm Worte über die Lippen, die sonst nicht den Weg darüber fanden. Sein Herz war im Augenblick bang und weich und benagte sich in frommer Scheu vor dem keuschen und stolzen Mädchensinn, der noch nichts wußte von den Irrtümern, Noheiten und schmerzlichen Offenbarungen des Lebens. Fee hob den sinnenden Blick und sah den Vater ernst und fest an.

„Nein, Vater, darin liegen sollte es nicht bleiben. Es kann einem aus der Hand gleiten, das mag wohl möglich sein, daß es in den Schmutz fällt. O, ich habe das auch schon gehört und darüber nachgedacht und Tante Berta sagt auch, daß die Liebe eine elementare Macht wäre, die uns ebenso zum Schlechten wie zum Guten hinreißen kann, aber, sieh mal, Vaterchen, wenn die Achtung stirbt, muß auch die Liebe sterben und dann hebt man sein Herz auf und, — und, — na ja, dann geht man eben damit auf einen anderen Weg!“

Ganz trohig sah sie jetzt aus, als sie dem in seelischer Erregung begonnenen Satz ihrer Lebensweisheit den ungelenten, profaischen Schluß gab. In diesem Augenblick war sie vollkommen das Kind ihrer beiden Eltern, Mutters romantische, Vaters praktische Tochter. Sie hatte auch keinen anderen Rat und Ausweg gewußt,

denn eigentlich lag ihr dieses Gebiet noch sehr ferne und sie begriff jetzt selbst nicht, wie Eugens Verlobung ihre Gedanken so weit hatte fortführen und das Thema sie so hatte erregen können.

Der Vater lachte vergnügt auf. Ihm wurde gleich wieder wohler, wenn er mit seinen Gedanken und Gefühlen auf solidem Boden stand und Fées energische Schlusswendung behagte ihm besser als ihre vorhergehende sinnende Stimmung.

„Richtig, mein Tochter, — immer saub're Sandhabung, immer reinen Tisch machen! Wenn'ste man dabei bleibst! Oder besser, es nie nötig hättest! Na, und sieh, Féechen, der Eugen ist ja doch wohl so doll noch nicht reinjeritten, wenn er sich auch verjalooppiert hat. Aber der Jung' will ja nicht hören und die Mutter, na, du weißt ja, die ist eben so verliebt in die Schönheit wie der Sohn und da ist das nun so gekommen.“

„Ja, ja, Vaterchen, ich versteh' schon“, nickte Fée und seufzte. Aber die fröhliche, selige Heimkehr war ein Schatten gefallen, unter dem all die schönen Vorsätze und Pläne viel von ihrer Frische und Freundlichkeit verloren. Der Weg zu Mutter's Herzen und Verständnis lag hinter hohen Felsen, die Ludovika's Gegenwart aufstürzte, und in die Sommerzeit, in der Hoff' heimkehren sollte, blühten die Rosen auch nicht mehr so voll und schön hinein. Auch da haute Ludovika's Felsen auf, denn Tante Berta mochte die schöne Schwägerin nicht leiden und der Verkehr zwischen den beiden Familien würde nicht wieder so innig wie einst werden, wenn Ludovika dazwischen stünde.

Plötzlich legte es sich bang und schwer auf ihr eben noch so leicht und glücklich schlagendes Herz. Sie griff nach Vaters Hand.

„Vaterchen, ich wollte, Ludovika wäre nie zu uns gekommen!“ stieß sie heftig und unbedacht hervor.

Er nickte. „Wollt' ich auch, wollt' ich noch hundertmal mehr, mein Goldfäsen. Aber's hilft nichts, das Unkraut ist da und wuchert. Halt di stramm, Féechen, damit es di nicht klein kriegt!“

Da hielt der Wagen vor der Hausterrasse und sie waren daheim. Alle machten große Augen, als sie Fée sahen. Selbst Frau Minchen schüttelte überrascht den Kopf über Fées Veränderung. Sie war nicht gerade ihr Geschmack und mit Ludovika konnte sie sich natürlich nicht messen, aber immerhin sah sie nicht übel aus. Nie im Leben hatte sie das von ihr erwartet. Wenigstens die Figur war tadellos. — Vaters Figur.

Mit stolzem Blick sah sie zu ihrem Fritz hinüber. Ein bißchen dick war er ja geworden, aber doch noch immer ein schöner Mann! Und ein guter Mann! Ja, das war er ihr immer gewesen. So glücklich hatten sie miteinander gelebt! Und ihre Tochter war schließlich doch auch noch geraten.

Ganz warm und weich wurde Frau Minchen's Herz. Sie küßte ihre Fée und küßte ihren Fritz und fühlte sich glücklich und zufrieden, wie seit Monaten nicht.

Da schlang Ludovika ihren Arm um sie und sah sie mit den blauen, feuchtschimmernden Augen an.

„Wie herrlich, Tantechen, daß du nun deine Kinder um dich versammelt hast und ich jetzt auch zu ihnen gehöre, wenn auch erst an dritter Stelle und vom Onkel nicht mit Liebe umfassen.“

Der Schluß nur ganz leise und schmerzlich eingehaucht und dazu ein schwermütiges Lächeln in dem schönen Gesicht.

Gleich wirkte der Zauber wieder. Frau Minchen zog das Schneewittchen-Ebenbild fest an sich, warf ihrem Fritz, der unschuldig und vorwurfslos eben die Haus-türe zu gewinnen suchte, einen mißbilligenden Blick zu und wandte sich an Fée.

„Das ist nun deine Schwester; der Vater wird es dir wohl schon gesagt haben. Ich denke, ihr werdet immer in Liebe und Einigkeit miteinander leben.“

Auf Fées Wiedersehensfreude fiel ein Nebeltau. Aber sie erinnerte sich noch rechtzeitig der vielen guten Vorsätze, die sie für das heimliche Leben gefaßt hatte, und Ludovika die Hand reichend, sagte sie tapfer: „Ich

will mein Bestes tun.“ Mehr brachte sie nicht über die Lippen, denn mehr wäre Unwahrheit gewesen und damit fängt man nicht gut Vornehmungen an.

Im nächsten Augenblick erhielten diese mit so warmem, ehrlichem Herzen gefaßten Vornehmungen schon wieder einen Stoß, denn nun wurde sie der Tante vorgestellt und beim ersten Blick in deren schönes, lächelndes Gesicht überließ Fée ein solches Widerstreben gegen jede Art von Herzlichkeit, daß es ihr beinahe körperlich wehe tat, als der weiche Arm sie umschlang und die sehr roten, vollen Lippen sie küßten. Es war, als ströme von dieser Frau etwas aus, das sie beleidigte und quälte, etwas Unwahres und Unedles, das wie ein Giftband wirkte. All die lebenswürdigen Worte, mit denen sie Fée überschüttete, glitten von dieser ab wie glatte Schlangen, sie fühlte nur ihre ekelhafte Berührung und nur mit äußerster Anstrengung gelang es ihr eine einigermaßen höfliche Erwiderung hervorzubringen.

„Der Grasaffe kann mich nicht leiden“, sagte die Freifrau zu Ludovika, als sie beide allein waren. „Ich sie natürlich auch nicht. Aber trotzdem muß ich doch fragen, wo du deine Augen gehabt hast, als du schreibst, daß sie ein ganz unbedeutendes, häßliches und scheues Mädchen sei?“

Ludovika sah erhitzt und verdrießlich aus. Sie zuckte mißmutig die Achseln. „Es ist unbegreiflich, wie das dumme Ding sich verändert hat! Alles, was ich dir schrieb, war sie; aber nun, — das heißt, ich finde sie auch jetzt noch faß und reizlos.“

„O nein, das findest du nicht“, lächelte die Mutter spöttisch, „sonst wärst du weniger verdrießlich. Du siehst auch, daß sie einen ganz eigenartigen Reiz hat, abgesehen von dem der ersten, blühenden Jugend, der über alle Schönheit triumphiert.“

Mutter und Tochter hatten am Vormittage einen kleinen Streit gehabt. Das kam bei ihnen öfters vor und störte im ganzen ihre Einmütigkeit nicht, aber der unterliegende Teil benutzte dann immer gerne die erste günstige Gelegenheit, um dem sieghaften eine mehr oder weniger treffende, lebenswürdige Bosheit zu sagen. Heute war die Mutter so wie so noch nicht versöhnt. Die Meinungsverschiedenheit hatte sich um ihren Diebling Alfons gedreht und Ludovika's Verhalten ließ dabei viel zu wünschen übrig. Der als selbstverständlich hingestellten Annahme, daß Onkel Fritz die Schulden des Bruders bezahlen und sich zu einer anständigen Zulage verpflichten sollte, sowie nur erst Ludovika fest in der Familie säße, hatte diese heftig widersprochen. Sie opfere nicht ihr Lebensglück und binde sich nicht an einen ungeliebten Mann, um ihrem leichtsinnigen Bruder ein bequemes Leben zu bereiten und durch ihn ihren eigenen Wohlstand untergraben zu lassen. Alfons könne auch reich heiraten, er hätte zehnmal mehr Chancen wie sie als armes Mädchen und sie würde mit allen Kräften dagegen arbeiten, daß Onkel von ihrer Familie, besonders von dem Taugenichts Alfons, ausgenützt werde.

Dahinter waren noch viel böse, harte Worte gefallen und wenn auch schließlich im gegenseitigen Interesse wieder ein öffentlicher Waffenstillstand geschlossen war, so hatte die Mama doch nichts von diesen Worten vergessen und freute sich nun aus ehrlichem Herzen, ihr Märchenkind verdrießlich zu sehen und den Pfeil, der es anscheinend getroffen hatte, mit liebevollen Händen in der Wunde hin und her zu drehen.

Sie fuhr daher mit unbekümmelter Freundlichkeit fort: „Achtzehn Jahre sind eben doch etwas anderes als fünfundsiebenzig.“

(Fortsetzung folgt.)



Das Gute gleicht dem hehren, blauen Himmelsdom, der ewig bestanden hat, besteht und bestehen wird, mögen auch noch so finstere Wollen seine Reinheit zeitweilig verdunkeln.

Hans Götgen.

Feldgraue Briefe über Goethe und neuentdeckte Gespräche mit Goethe.

Den Mitgliedern der „Goethe-Gesellschaft“, deren stattliche Zahl sich auch in dem letzten Kriegsjahr in erfreulicher Weise vermehrt hat, geht in diesen Tagen, regelmäßig und pünktlich wie in Friedenszeiten, das jetzt im Insel-Verlag erscheinende neue Jahrbuch zu, das diesmal neben wertvollen historischen Beiträgen in zwei vom Herausgeber Professor Hans Gerhard Gräf veröffentlichten feldgrauen Briefen auch zeitgeschichtlich bedeutsame und für das deutsche Geistesleben sehr bezeichnende Dokumente enthält. Wer diese naiv-herzlichen unbefangenen Äußerungen einer gesunden unverbildeten Wesensart liest, wird die Wahrheit des Sprichseins von Peter Rosegger wieder einmal bestätigt sehen: „Von Schiller geglaubt, von Goethe geklärt, hast du, deutsches Stahlherz, in Not dich bewährt.“ Im Juni dieses Jahres schrieb nämlich ein Feldgrauer aus dem Schützengraben an ein Vorstandsmitglied der Gesellschaft: „... Gelegenheit der Tagung der „Goethe-Gesellschaft“ haben wir uns hier oft über Goethe, Weimar, Frau v. Elein und Christine v. Goethe unterhalten. Ich selbst war schon viermal in Weimar und habe ich meinen Kameraden viel erzählt. Ich war erstaunt, daß viele meiner Kameraden gut Bescheid wußten über Goethe und was dazu gehört, aber selbst nichts von Goethe gelesen hatten. Nur einer meiner Kameraden arbeitet mir entgegen und sucht die Meinung der übrigen zu beeinflussen. Er erzählte z. B., daß Christine ein Fabrikmädchen gewesen wäre, und Goethe hätte die Armut des Mädchens ausgenutzt und sie später nur der öffentlichen Meinung wegen geheiratet; auch Gretchen würde so ähnlich behandelt. Daß die Verhältnisse anders lagen, und daß man bei dem Wort Fabrikmädchen nicht an die heutige Zeit denken darf, und daß Christine aus guter gebildeter Familie stammte, wenn sie auch in einer Fabrik arbeitete, das alles sagt der gute Mann natürlich nicht. ... Der Feldgrauer hat dann, um seine Kameraden eines Besseren belehren zu können, um Bücher, die ihm sofort gesandt wurden. Darauf traf ein begeistertes Dankschreiben ein, in dem es u. a. heißt: „Wir freuen uns alle, daß unsere Bitte in Weimar auf so guten Boden gefallen ist. Oft wird natürlich über alle möglichen Namen und Gedanken gestritten, man muß bedenken, daß Leute aus allen Verufen und allen möglichen Anschauungen herausgewachsen hier sind. ... Sie sollten mal die vielen Ansichten gerade über Goethe hören. ... In den letzten Tagen und Nächten wurde bei meiner Abteilung „Götz“ und „Egmont“ gelesen. Man hielt natürlich die vorstehenden Eigenschaften fest, und erst auf manchen besonderen Zug der Personen und des Ganzen aufmerksam gemacht, entspann sich eine sehr anregende Unterhaltung. Solche Frauen, wie Elisabeth, könnten wir jetzt besonders gebrauchen, meinte einer meiner Kameraden, und solche Männer wie Götz seien in den letzten Jahren weiße Raben gewesen; wenn man mit offenen Augen in das Leben blide, so könne man meinen, die Menschen würden sich Mühe geben, einander in Charakterlosigkeit zu übertreffen. Dieselben, die damals die Feinde aller geraden Herzen waren, sind es auch heute, und einen Götz sollte man haben gegen die Hamsterer und Lebensmittelwucherer. Im „Egmont“ bewundert man vor allem Klärchen. Man meint aber, Egmont hätte sich wohl auch retten können, es wäre eigentlich gar nicht nötig gewesen, daß es so weit gekommen wäre. Trotz Traversenspiel habe das Stück doch einen ganz angenehmen Ausgang. Man dachte dabei an den „Nibelungen-Ring“, in dem die durchgeführte Tragik zum Untergang der Nibelungen führte. Mich persönlich hat der Gedankengang eigentlich sehr gefreut, zumal ich sehen konnte, wie sich die einzelnen Gedanken im Laufe des Gesprächs erst langsam bildeten. Aber außer den Arbeiten Goethes und Schillers usw. nimmt das Leben der Männer einen großen Rahmen in unserer Unterhaltung ein. Vielleicht ein gutes Zeichen, daß man nicht nur die Bücher lesen, sondern auch mit dem Verfasser verarbeiten will. Ich sagte meinen Kameraden, Schiller habe mal gesagt: „Leß meine Bücher und laß den Menschen liegen.“ Aber ich kam nicht weit, und schließlich teile ich auch das Interesse an den Personen. ...“

Aus dem übrigen reichen Inhalt des Buches werden besonders die von Heinrich Meier, Goethes Freund aus römischen Tagen, seinem langjährigen Hausgenossen und Berater

in Kunstdingen, aufgezeichneten Gespräche Beachtung finden, die Dr. Max Heder nach den Handschriften veröffentlicht. Der Wert dieser Sammlung wird namentlich dadurch erhöht, daß sie aus einer frühen Periode von Goethes Leben stammt, während die meisten „Gespräche mit Goethe“, die von Edermann, Soret, Riemer, Kausler von Müller u. a., einer späteren Zeit angehören. Einmal berichtet Meier: „26. März 1806 Goethe erklärte, er habe niemals über die Theorien der Poesie anhaltend und ernst nachgedacht; von allen seinen poetischen Werken sei keines mit klarem Verstand dessen, was gemacht werden solle und müsse, sondern bloß durch ein Gefühl, eine Ahnung, das sei das Rechte, entstanden, ohne weiteres Maßnoment darüber. In Sachen der bildenden Kunst hingegen habe er zwar wenig geleistet, aber viel über die Theorien derselben nachgedacht und meinte, diese hätten bei ihm gleichsam statt eines Symbols der Poesie gedient und das Nachdenken im Fach der bildenden Kunst ihn in seinem eigentümlichen Feld, im poetischen Schaffen und Wirken, viel gefördert.“ Das stimmt genau zusammen mit dem, was Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ sagt, daß er die „theoretische Salbaderei“ aufgegeben, den „ganzen Plunder“ entschlossen weggeworfen habe. Wie er den „Werther“ ohne Vorbereitung in vier Wochen in einem Zug heruntergeschrieben, so erlebte er oft, daß „all unser redlichstes Bemühen nur im unbewußten Moment glückt.“ Interessant sind auch folgende Aufzeichnungen Meiers: „Anfang November 1806. Goethe verglich die Franzosen mit Paaren, die, an dem Schweiß des Fuchses durch Löcher und Schluchten gezogen, noch gestreichelt werden, und sich am Ende wundern, wie sie da durchgekommen sind. — In bezug auf Werke guter Schriftsteller: Wenn der Väter wüßte oder bedächte, was für ein Lumpenpad sein Brot äße, er würde lieber keines baden. — Einige Zeit vor dem 14. Oktober ging er in Jena den Graben hinauf, bedenkend die Anstalten, die Gefahren, die möglichen Folgen, blidte über die Häuser der Stadt, und ihn dünkte, es flimmerte und regte sich über den Dächern wie etwa, wenn eine Kohlenpfanne im Freien steht und man über derselben die Luft sich bewegen sieht. Dieses Phänomen erschien ihm zu derselben Stunde mehrere Male, indem er wiederholt seinen Blick auf die Häuser richtete, und er hatte kein Gefühl, daß dieses Ereignis Ursache war, von Jena nach Weimar zu gehen, wo seine Gegenwart auch ohne allen Zweifel Ursache war, daß sein Haus von Plünderung verschont geblieben; sonst gedachte er in Jena noch länger zu verweilen und seinen Elgenor für den Druck zu corrigieren.“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Vergung der Kriegsbeute. Wenn nach einem heißen Kämpfen das letzte Echo des Schlachtenlärms verklungen ist, beginnen die Vergungsarbeiten, die viel Fleiß und Umsicht erfordern. Zuerst werden die Toten befestigt, während die Sanitätsmannschaften die Verwundeten auf Bahren und Krankenwagen laden, um sie zu den Verbandspätzen und in die Lazarette zu schaffen; am nächsten Morgen aber setzt die Tätigkeit der Beutekompanien und Beutekommandos ein, die das ganze Feld nach brauchbaren oder wieder brauchbar zu machenden Gegenständen absuchen. Das fortgesetzte Bergen der Beute ist äußerst wichtig, da sonst erhebliche Werte unbenutzt verloren gehen würden. Wie P. Blüchke in einer Schilderung von der Ostfront im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „über Land und Meer“ ausführt, liefert ein Schlachtfeld meist eine Unmenge der verschiedenartigsten Gegenstände, die sich sehr nützlich verwerten lassen. Man sammelt ganze Wagenladungen von Gewehren und Spaten, die Patronen werden in Kisten gepackt. Auch im Gebüsch und im Moor muß sorgfältig gesucht werden, und oft entdeckt man im Sumpf halb versunkene Munitionskolonnen und auch verlassene Geschütze. Die Patronenhülsen, Kartuschen und Granaten werden wegen ihres Metallwerts eingesammelt; viel Arbeit macht es, die zurückgelassenen feindlichen Autos aus den Straßengräben zu ziehen. Auch an den Pferdeleichen geht man nicht vorbei, sondern man zieht die Felle ab, um späterhin daraus das für uns gegenwärtig so wichtige Leder zu fabrizieren. Der Verkehr an den hart hinter der Front

liegenden Beutestellen ist fast täglich äußerst reger. In Lastautomobilen und den russischen Bauernwagen, sog. Panjewagen, wird das verschiedenartige Material herangeschafft. Auch die einheimische Bevölkerung beteiligt sich an der Sammelarbeit, da sie hierfür den nach genauen Bestimmungen bemessenen Beuteloohn erhält. Endlich wird die gesamte Beute in Eisenbahnwagen verladen, die zu den Beutezentralen abrollen, um von den Arbeitskommandos übernommen zu werden. Vor der Weiterladung werden die Wagen nun nach ihrem Inhalt sorgfältig sortiert, man schafft Ordnung, indem man die einzelnen Stücke haufenweise umlegt, die Telefon- und Telegraphendrähte werden in besonderen Kisten untergebracht. Man häufen sich die Lager des Beutegutes in großen langgestreckten Schuppen. Dann erst wird der Inhalt dieser Schuppen nach einheitlichen Gruppen verladen, um ins Inland abtransportiert zu werden. Hierzu ist auch eine ständige Tätigkeit in den Schreibstuben notwendig, um die Begleitpapiere auszustellen, das abgeführte Material zu buchen usw. Dabei aber wird die Beute in Empfang genommen und in den verschiedenen Werkstätten verteilt, um sachkundig verarbeitet zu werden. Nichts darf verloren gehen, selbst das kleinste Federstückchen wird zum Ausfließen benützt, die Fäden der Uniformstücke wandern in die Tuchfabriken, und die beschädigten Waffen werden in großen Mengen wieder neu aufgearbeitet.

(Kens. Wln.)

Wie die Russen Kriegstatistik „machen“. Kaum hatte die große russische Offensive im Frühjahr 1916 gegen die Bukowina begonnen, als bekanntlich bereits der russische Heeresbericht phantastische Zahlen über die Kriegsgefangenen österreichischen Soldaten bekanntgab, deren Lächerlichkeit Österreich wiederholt nachgewiesen hat. Diese statistische Unzuverlässigkeit, so schreibt uns ein Mitarbeiter, ist in Russland aber nicht neu. Vielmehr hat die russische Kriegstatistik von jeher mancherlei Anlaß zur Verüstung geboten. Berühmt ist z. B. der eine Kosak, der in früheren russischen Schlachten zu fallen pflegte, während die Feinde Hunderte oder Tausende von Verwundeten und Toten verloren. Der eine tote Kosak erschien so regelmäßig in den russischen Kriegsberichten, daß er in Westeuropa zur stehenden Figur wurde. Über die eigentliche Höhe der russischen Verluste sind wohl niemals ganz zutreffende Angaben gemacht worden. In einem Lande, das der Statistik nur die Aufgabe zu stellen wagte, die Pläne der Regierung zu unterstützen und die Tatsachen so darzustellen, wie sie deren Wünschen entsprechen, kann man nicht gut erwarten, daß die zahlenmäßigen Kriegsverluste richtig angegeben werden. Weder die unteren noch die oberen Heeresinstanzen pflegen es mit ihrem Interesse für vereinbar zu halten, hierin ehrlich zu sein. So blieb für die Einbildungskraft der weiteste Spielraum. Noch aus dem russisch-japanischen Krieg 1904/05 haben wir Beweise für die Unzuverlässigkeit russischer Zahlenangaben. So erzählt Werssajew, der den Krieg als Arzt mitmachte, sein Divisionsarzt habe die Regimentsärzte getadelt, weil sie nicht alle Spalten der Verzeichnisse ausgefüllt hätten. Als sie erwiderten, daß sie für manche Spalten keine Tatsachen besäßen, meinte der Divisionsarzt: „Nun . . . nun . . .“, einerlei, dann schreiben Sie einfach erdachte Ziffern hinein, aber die Spalten müssen ausgefüllt sein! . . . Ein dunkler Punkt ist im russischen Heer schon in Friedenszeiten die Statistik der Todesfälle. Der Adjutant der Garde-Artillerie Tscherbatschew, der 1847 die Kanzlei dieses Truppenteils übernahm, erzählte: Eines Tages habe ihn der Schreiber, der die Monatsberichte abzufassen hatte, gefragt, wie viele von den „Reserveverstorbenen“ er für den verflossenen Monat in die Liste der Toten aufnehmen solle. Zunächst verstand Tscherbatschew nicht, was gemeint war; auf seine Frage erhielt er folgende Auskunft: Da die Sterblichkeit im russischen Heer eine Zeitlang beträchtlich war, versuchte die Heeresleitung das Übel dadurch aus der Welt zu schaffen, daß sie den Befehl erließ: falls in einem Truppenteil die Sterblichkeitsziffer für einen Monat eine bestimmte Ziffer übersteige, werde der Befehlshaber einen strengen Verweis erhalten. . . Der Befehl wirkte scheinbar: die Sterblichkeitsziffer wagte nicht mehr, über die Höchstgrenze hinaufzu steigen. Die Befehlshaber wußten sich eben zu helfen: sobald in einem Monat die Zahl der Todesfälle doch größer war, als amtlich verordnet, gab man dennoch die Höchstziffer an und stellte die übrigen Toten in „Reserve“.

Ergab dann ein späterer Monat eine geringere Sterblichkeit, so holte man eine entsprechende Anzahl von Verstorbenen aus der „Reserve“ wieder heraus und schrieb sie in den neuen Monatsbericht hinein. Die schlaue Einrichtung hatte einen dreifachen Vorteil: erstens war die Heeresverwaltung zufriedengestellt, sie konnte sich fortan rühmen, daß die Todesziffer im russischen Heer niemals über eine bestimmte Grenze stieg; zweitens blieben den Regimentskommandeuren Verweise wegen zu hoher Sterblichkeit ihrer Soldaten erspart; drittens hatten sie noch den besonderen Vorteil, daß die Reservetoten einstweilen ihren Sold weiter bezogen, der dem Regimentsgewaltigen zugute kam. „Oft genug“, berichtete Tscherbatschew, „kam es vor, daß diese falsch geführten Listen sich nicht nur durch Monate hingen, sondern geradezu Jahre“. Ähnliche Gewohnheiten herrschen zu L. noch heute. So erzählte Werssajew, daß der älteste Arzt seines Regiments, der übrigens in jedem Soldaten, der sich krank meldete, einen Simulanten sah, die Gewohnheit hatte, in den Krankenberichten grundsätzlich nicht mehr als 20 ambulatorische Kranke aufzuführen, — während es in Wirklichkeit in der Regel 70 bis 80 waren. Wir können nach diesen Proben ungefähr ermessen, was wir von russischen Zahlenangaben in diesem Krieg zu halten haben.

Der Photograph im Kugelregen. Anlässlich der Herausgabe einer Serie offizieller englischer Kriegsphotographien, die in Postkartenform zu wohltätigem Zweck veräußert werden sollen, entwirft der an der Westfront befindliche Berichterstatter der „Daily Mail“, W. Bench Thomas, eine Schilderung der Tätigkeit des modernen Kriegsphotographen: „Wenn auch kein Verursacher an Gefährlichkeit und Opfermut mit dem des Soldaten verglichen werden kann, so verdient doch die Arbeit des Kriegsphotographen besonderes Interesse, da er nächst dem direkten Kämpfer am meisten den Schrecken der modernen Schlacht ausgesetzt ist. Die Kriegsphotographen sehen zwar nicht täglich, aber mindestens einmal in der Woche ihr Leben ebenso bedingungslos aufs Spiel, wie es der Soldat tun muß, und oft sieht man sie im heftigsten Feuer mitten zwischen Geschützrohren, Gewehrläufen, Maschinengewehren und Bajonetten mit ihrem Apparat auftauchen. Es gehören außerordentliche Nerven dazu, z. B. die Vernichtung eines Blockhauses durch ein schweres Geschöß oder etwa eine Minensprengung aufzunehmen, ohne daß die zur Aufnahme notwendige Genauigkeit und Aufmerksamkeit durch die Sensation des Augenblicks beeinträchtigt wird. Ich habe viele Kriegsphotographen im Felde beobachtet und den Eindruck gewonnen, daß der Photograph eine besondere Seele besitzen muß: keine Gefahr erscheint ihm nämlich so groß als die, die Gelegenheit für eine wirksame Aufnahme zu verpassen. Oft kommt es vor, daß eine Aufnahme dadurch vorzeitig beendet wird, daß infolge des Luftdruckes eines Geschößes der Apparat umstürzt, und manchmal haben die Photographen an so gefährdeten Stellen zu tun, daß die Apparate und auch sie selbst getroffen werden. Überall auf der englischen Front kann man die Photographen erblicken. Man sieht sie in den Kommandoquartieren, in den Stappen, in den Munitionslagern, auf den Flugplätzen und in den vordersten Schützengräben. Überall sind sie zur Stelle, und nichts kann sich ihrer Aufmerksamkeit entziehen. Neuerdings bestreiten sie sogar die Flugzeuge, um auch den Kampf aus der Vogelperspektive auf ihre Platte zu bringen. Während die früheren Kriege der Nachwelt durch Geschichtsschreiber und Militärschriftsteller überliefert wurden, wird der Weltkrieg zum nicht geringen Teil durch die neuartige Armee der Feldphotographen späteren Zeiten in aller Lebendigkeit erhalten werden.“

Die französische Post als Erzieherin. Die französische Postverwaltung, so berichtet der „Figaro“, versucht sich neuerdings als Erzieherin des Volkes. Während man früher auf den Markenheften nur die Mahnung las: „Die Marken sind stets oben und rechts auf den Umschlag zu kleben“, wird die Liste der Ermahnungen von Woche zu Woche länger. Vor einer Woche konnten wir aus den Markenheften erfahren, daß „es sich nicht empfiehlt, große Mengen von Briefen gleichzeitig auf die Post zu tragen“, und heute lesen wir einen neuen Mahnruf, der erzieherische Wirkung auf originelle Weise mit Geschäftsgeist verbindet. Auf jedem Markenheft steht, jetzt nämlich in Fettdruck der Satz: „Antworten Sie auf alle Briefe, die Sie erhalten; das ist höflich und bringt dem Staate Gewinn.“